



**ARTHUR
W. UPFIELD**

**Bony
stellt eine
Falle**

»Australien – wie
es wirklich ist,
geschildert in
spannenden Krimis!«
The World's News

G Goldmann rote KRIMI

Von Arthur W. Upfield
sind erschienen:

Bony und der Bumerang
Ein glücklicher Zufall
Das rote Flugzeug
Mr. Jellys Geheimnis
Bony stellt eine Falle
Todeszauber
Der Kopf im Netz
Bony und die Todesotter
Bony wird verhaftet
Der Pfad des Teufels
Die Leute von nebenan
Die Witwen von Broome
Tödlicher Kult
Der neue Schuh
Die Giftvilla
Viermal bei Neumond
Der sterbende See
Der schwarze Brunnen
Der streitbare Prophet
Höhle des Schweigens
Bony kauft eine Frau
Die Junggesellen von Broken Hill
Bony und die schwarze Jungfrau
Bony und die Maus
Fremde sind unerwünscht
Die weiße Wilde
Wer war der Zweite Mann?
Bony übernimmt den Fall
Gefahr für Bony

ARTHUR W. UPFIELD

Bony stellt eine Falle

WINDS OF EVIL

Kriminalroman



Wilhelm Goldmann Verlag München

Krimi Verlag AG Wollerau/Schweiz

Die Hauptpersonen des Romans sind:

Inspektor	wird von seinen Freunden Bony
Napoleon Bonaparte	genannt
Wachtmeister Robert Lee	Polizeibeamter
Martin Borradale	Schafzüchter
Stella Borradale	seine Schwester
Donald Dreyton	Grenzreiter
Elsie Nelson	Hotelbesitzerin
Dr. Paul Mulray	Arzt
Fred Storrie	Farmer
Mabel Storrie	seine Tochter
Barry Elson	Verwalter
Hang-Dog-Jack	Koch
Harry West	Cowboy

Der Roman spielt im australischen Staat Neusüdwesten.

Made in Germany • III • 33142

© 1961 by Arthur W. Upfield. Aus dem Englischen übertragen von Heinz Otto. Ungekürzte Ausgabe. Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten. Jeder Nachdruck bedarf der Genehmigung des Verlages. Umschlagfoto: Bildarchiv Marion Schweizer. Satz und Druck: Presse-Druck Augsburg. KRIMI 1168 • be/er

ISBN 3-442-01168-X

1

Es war eine sturmdurchtoste Hölle, durch die der Mann, der sich Joe Fisher nannte, nordwärts nach dem kleinen Städtchen Carie im äußersten Westen von Neusüdwales marschierte.

Irgendwo im westlichen Australien lag die Geburtsstätte dieses Sturmes, der den Sand der weiten Wüsten hoch aufwehte und ostwärts in die Flußniederungen Neusüdwales', sogar bis zu den Blauen Bergen und dem fernen Pazifik trug.

Fisher mußte oft die Augen schließen und sich blind vorwärtstasten, trotzdem sah er immer die weite, baumlose Ebene, die er überquerte, genau vor sich — diese Ebene, die nichts anderem als dem niedrigen Salzdornbusch Nahrung bot. Die Straße, der er folgte, konnte er etwa sechs Meter weit erkennen. Zu seiner Linken verlief ein Grenzzaun aus Maschendraht, gegen den der Sturm abgestorbene Stachelgrasbüschel geweht hatte, die einen hohen Wall bildeten.

Schließlich traf Fisher auf einen Tramp. Er fand ihn im Windschatten eines Blaubusches damit beschäftigt, in seinem kleinen Kessel Wasser zu kochen.

Bei Fishers plötzlichem Erscheinen sprang er erschrocken auf die Füße.

»Guten Tag!« rief Fisher. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich meinen alten Kessel mit über Ihr Feuer hänge?«

Der alte Mann reckte sich und seufzte erleichtert auf.

»Nur zu«, erwiderte er mürrisch. »Wohin wollen Sie denn heute noch?«

»Bis kurz vor Carie«, erwiderte Fisher. »Zum Nogga Creek. Es ist doch Wasser im Catfish Hole, oder?«

Sie hatten sich im Schutz des Blaubusches auf ihre Bündel niedergesetzt.

Bei der Erwähnung des Nogga Creek und des Catfish Hole schien der alte Mann zu erstarren, dann beugte er sich vor und musterte den anderen.

»Hm, im Catfish Hole soll Wasser sein, wie ich gehört habe«, entgegnete er auffallend bedächtig. »Sie sind fremd hier in der Gegend?«

»Ich war noch nie hier«, gestand Fisher.

»Aber Sie haben doch wohl gehört, was sich in der Gegend von Carie tut?«

Das Wasser im Kessel des Alten begann zu kochen. Der Mann warf Teeblätter hinein und nahm den Kessel vom Feuer.

»Hm – nein.«

»Sie haben nichts gehört? Na, dann will ich's Ihnen sagen. Nach dem, was im Gebiet von Carie passiert ist, würde ich um nichts in der Welt am Catfish Hole kampieren.«

»Was ist los mit diesem Wasserloch?«

»Morde – zwei bis jetzt. Das ist los. Ich – George Smith – würde nicht für eine Million bar auf die Hand dort kampieren. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, dann tun Sie es auch nicht. Heute nacht nicht – überhaupt nicht, solange der Würger nicht gefaßt worden ist.«

»Der Würger?«

»So wird er genannt. Vor zwei Jahren um diese Zeit brachte er ein Mischlingsmädchen um, an der Stelle, wo Thunder Creek und Nogga Creek zusammenfließen und den Wirragatta River bilden. Und im vergangenen März erwürgte er einen jungen Mann namens Marsh hier in der Nähe. Jetzt kommt sicher bald der nächste dran – aber ich werde es ganz bestimmt nicht sein. Und Sie sollten sich ebenfalls in acht nehmen.«

»Warum tut er das?«

»Einfach so zum Spaß. Es gibt kein erkennbares Motiv. Darum kommt ja auch die Polizei mit ihren Ermittlungen nicht weiter. Die können uns zwar das Leben schwer machen, aber einen Mörder fangen können sie nicht. Übrigens sucht sich dieser Würger immer Tage

wie heute aus. Am nächsten Morgen sind seine Spuren vom Sturm verweht.«

»Wo haben Sie denn letzte Nacht kampiert?« fragte Fisher.

»Ich? Im Kittchen von Carie habe ich übernachtet, nachdem man mich im Stall des Gasthofes nicht haben wollte. Ich hab' ganz einfach den Polizisten gebeten, mich in eine Zelle zu sperren. Einen sichereren Platz gibt es ja gar nicht.«

Fisher gab Teeblätter in das kochende Wasser seines Kessels. Der alte Mann beobachtete ihn und fand seine Ruhe unnatürlich.

»Ich rate Ihnen, nicht am Catfish Hole zu kampieren – oder irgendwo außerhalb von Carie«, wiederholte er seine Warnung.

»Vielen Dank für den Rat. Ich werde daran denken.«

Der Alte schien dieses Thema ungewöhnlich faszinierend zu finden, trotzdem verfolgten sie es nicht weiter. Das Sprechen fiel nicht leicht, weil einem immer wieder Sand und Fliegen in den Mund kamen. Schließlich trennten sich die beiden Wanderer mit einem Kopfnicken. Jeder ging in der entgegengesetzten Richtung davon und war gleich vom Sandsturm verschluckt.

Joe Fisher war mittelgroß, schlank, aber kräftig. Trotz des Sturmes kam er gut voran. Wie jeder erfahrene australische Tramp hatte er seine Decken und Kleidungsstücke in ein Tuch aus ungebleichtem Baumwollstoff gewickelt. Der kleine Wassersack aus Segeltuch, den er in der Rechten hielt, war naß von der durchsickernden Feuchtigkeit und rot befleckt vom Sand. Den Kessel hatte er über das Deckenbündel geschnallt, mit der linken freien Hand scheuchte er immer wieder die hartnäckigen Fliegen fort. Sein Gesicht und die nackten Arme waren sandverkrustet. Stirn und Haare, die unter dem alten Filzhut hervorschauten, hatten sich rot verfärbt.

Eine grimmige Entschlossenheit ging von dem Mann aus, der bei diesem Wetter nordwärts marschierte. Er hätte zwar im Windschatten des Grenzzaunes etwas Schutz finden können, aber mit unermüdlichen, gleichmäßigen Schritten folgte er der Straße.

Als Fisher in den Schutz der Bäume eines Bachbettes gelangte, blies der Wind zwar nicht mehr so kräftig, aber sein Heulen war durchdringender als zuvor. Draußen in der Ebene war es eher ein sanftes Pfeifen gewesen, während hier ein Tosen die Luft erfüllte. Mit raschen Schritten durchquerte Fisher das flache ausgetrocknete Bachbett. Als er am anderen Ufer die Böschung erklommen hatte, sah er das Holzhaus mit dem Wellblechdach, das etwa zweihundert Meter östlich der Straße stand. Hier war die Luft klarer. Die Bäume hielten den Wind zurück. Sie standen dicht hinter dem Haus, als wollten sie einen Schutzwall bilden gegen die weite Ebene, über die Fisher den ganzen Tag getrampt war.

Trotz seiner Behauptung, niemals zuvor in dieser Gegend gewesen zu sein, hatte Joe Fisher genau gewußt, daß er das Wohnhaus von Fred Storries Schafstation erblicken würde, sobald er den Thunder Creek überquert hatte. In der Ferne sah er die Umrisse der Buschbäume, die am Ufer des Nogga Creek standen. Beide Bäche kamen aus dem Osten und vereinigten sich eine knappe Meile westlich des Grenzzaunes zum Wirragatta River. Und eine halbe Meile flußabwärts, nach der Vereinigung der beiden Bäche, stand das Wohnhaus der großen Wirragatta-Farm.

Die entzündeten blauen Augen des Tramps leuchteten zufrieden auf, als er den Weg zum Haus des Schafzüchters entlangschritt. Auf der einen Seite wurde das Gebäude vom Windrad und den Wasserreservoir, auf der anderen von den Schafpferchen flankiert.

Die Vordertür sah ganz so aus, als würde sie nie benützt. Fisher trottete um das Haus herum zur Hintertür. In der Nähe dieser Tür befand sich ein großer, runder eiserner Wassertank. Davor stand ein Mädchen und starrte gedankenverloren zum Himmel, während in ihren Eimer Wasser lief.

»Guten Tag!« rief der Tramp durch das Heulen des Windes.

Die Reaktion war verblüffend. Das Mädchen schrie auf, fuhr herum und preßte sich mit dem Rücken gegen den Wassertank. Ihre dunkel-

blauen Augen waren vor Entsetzen geweitet. Das Wasser im Eimer lief über und floß in der Ziegelrinne davon.

»Sie scheinen sich zu fürchten«, sagte Fisher.

Sein freundliches Lächeln blieb nicht ohne Wirkung. Ihre Furcht schien zu schwinden, und sie fragte ihn nach dem Grund seines Hierseins.

»Vielleicht könnte ich etwas Fleisch von Ihnen haben«, erwiderte er. »Ich bin auf dem Weg nach Norden und möchte an diesem Wasserloch am Nogga Creek kampieren. Catfish Hole heißt es wohl?«

Das Mädchen nickte. Sie war immer noch ein wenig verstört, und Fisher wartete geduldig ab.

»Ja, ich kann Ihnen etwas Fleisch geben«, sagte sie schließlich. »Aber zum Nogga Creek – bei diesem Wetter!« Ihre Augen waren wieder unnatürlich groß.

»Es wird bestimmt keinen Regen geben«, beruhigte er sie.

»Sind Sie fremd hier in der Gegend?«

»Ja.«

»Dann wissen Sie also nichts vom Würger?«

»Ich habe von ihm gehört.«

Noch war die Furcht nicht ganz aus ihren Augen gewichen. Trotz des heißen Tages wirkte sie in dem braunen Leinenkleid kühl und frisch. Sie war hübsch.

»Warten Sie hier«, sagte sie abrupt. »Ich werde Ihnen das Fleisch holen.«

»Mabel, wer ist da?« rief eine Frauenstimme vom Haus herüber.

»Ein Tramp, Mutter. Er möchte etwas Fleisch«, erwiderte das Mädchen, das sich gefaßt hatte und Joe Fisher zulächelte. Sie eilte hinüber zu dem Fleischhaus aus Bambusgras.

Der Mann musterte kritisch die Nebengebäude. Sie befanden sich in ordentlichem Zustand. Offensichtlich warf die Farm einen guten Gewinn ab. Das Mädchen kehrte zurück und reichte ihm das Fleisch, das sie in Zeitungspapier gewickelt hatte. Noch einmal riet sie ihm, nicht am Catfish Hole zu kampieren.

»Ach, mir passiert nichts«, erwiderte er. »Ich haben schon oft in wilden Gegenden kampiert, und wenn man gewarnt ist, ist man gewappnet. Außerdem war es im vergangenen März, als dieser geheimnisvolle Würger das letzte Mal zuschlug, nicht wahr?«

»Ja. Und um die gleiche Zeit vor einem Jahr. Seien Sie vorsichtig. Niemand wagt sich jetzt hinaus oder kampiert dort. Ich gehe heute abend nach Carie zum Tanz, aber mein Bruder fährt mich im Lastwagen hin.«

Joe Fisher lächelte erneut.

»Jedenfalls schönen Dank für das Fleisch. Und viel Vergnügen beim Tanz. Glauben Sie, daß ich auf der Wirragatta-Station Arbeit finden kann?«

»Ich würde es jedenfalls versuchen. Die Leute arbeiten gern für die Borradales.«

»Dann will ich es morgen versuchen. Nochmals vielen Dank und auf Wiedersehen.«

Fisher lüftete den Hut, nahm Bündel und Wassersack und machte sich auf den Weg zum Nogga Creek, der jetzt schmutziggrün unter den roten Sandschleiern zu sehen war. Während er über die eine halbe Meile breite Niederung zwischen den beiden Bächen dahinschritt, heulte der Wind in den Baumwipfeln.

Der Tag neigte sich dem Ende zu, als Fisher den Nogga Creek überquerte und dann am Ufer entlangmarschierte. Er hatte gehofft, Carie sehen zu können, aber er erkannte nur den Grenzzaun, der sich in der Dämmerung verlor.

Nun folgte er dem Bach eine Viertelmeile nach Osten und gelangte zum unteren Ende des Catfish Hole, einer langen und schmalen Wasserstelle im Bachbett. Die Spitze dieses Wasserlochs grenzte an einen weißen, trockenen Sandwall, und Fisher entschloß sich, hier sein Lager für die Nacht aufzuschlagen. Als jetzt bei Sonnenuntergang die hochfliegenden Sandwolken auch nicht für Augenblicke eine blutrote Farbe annahmen, wußte Fisher, daß der Sandsturm am nächsten Tag noch schlimmer sein würde als heute. Der Mann setzte sich auf sein

Bündel vor das Feuer und aß gegrillte Hammelkoteletts zu altbackenem, ungesäuertem Brot. Ab und zu nippte er an dem heißen, schwarzen, stark gezuckerten Tee.

Mit Einbruch der Nacht ließ der Sturm nach, er verebbte zu einer stöhnenden Brise. Der bleierne Himmel sank noch tiefer herab, als wolle er die Welt, die bereits am Ersticken schien, gänzlich erdrücken. Am Rande des Lagerfeuers leuchteten die umstehenden Bäume rötlich auf gegen die tiefe Schwärze der Nacht, als Fisher sein Bündel entrollte und die Decken in der Form eines schlafenden Mannes drapierte. Dann stahl er sich aus dem Feuerschein, hockte sich nieder und lehnte sich gegen einen Baumstamm.

Eine lange Zeit verging, dann flog ein Brachvogel über ihn hinweg und stieß einen klagenden Laut aus. Dieser Schrei hatte geradezu etwas Menschliches.

Da Fisher keine Uhr bei sich hatte, konnte er nicht die genaue Zeit feststellen. Er schätzte, daß es acht Uhr sein mußte, als ein Wagen in Richtung Carie fuhr. Wahrscheinlich war es der Lastwagen, der Mabel Storrie zu der Tanzveranstaltung brachte.

Danach döste Fisher wieder vor sich hin. Im Laufe der Nacht hörte er einen Brachvogel schreien. Eine gute Stunde später kehrte auch das Auto von der Stadt zurück.

Es war eine höchst ungemütliche Nacht, die der Tramp, gegen einen Baum gelehnt, verbrachte. Als der neue Tag angebrochen war, legte er sich zum Schlafen nieder. Es war spät, als er beim Frühstück saß und ein Auto, von Süden kommend, den Nogga Creek erreichte. Der wieder aufkommende Sturm verschluckte das Motorengeräusch, und Fisher wußte deshalb nicht, daß der Wagen mehrere Minuten anhielt, bevor er das nördliche Ufer erklomm.

Das Hotel stand am Südrand von Carie. Es war das einzige zweigeschossige Gebäude im Städtchen. Vom Balkon aus hatte man einen weiten, wenn auch nicht immer interessanten Ausblick.

In südlicher Richtung vom Hotel aus verlief die Straße nach Broken Hill. Wie eine Schlange wand sie sich durch das mit Blaubusch bewachsene Gemeindeland. Eine Viertelstunde entfernt durchquerte sie den Gemeindezaun durch das linke von zwei Toren, um sich dann vierzehn Meilen weit an der Ostseite des Grenzzaunes der Wirragatta-Station entlangzuwinden. Diesen Zaun kannte Joe Fisher nun bereits recht gut. Kurz bevor man den Gemeindezaun erreichte, führte eine Straßengabelung zu dem rechten Tor und weiter zum Gutshaus von Wirragatta.

Weit hinter dem Gemeindezaun breitete sich die Blaubuschebene aus. Sie begann im Osten bei den Buchsbäumen des Nogga Creek, dehnte sich nach Norden, wo in weiter Ferne das Städtchen Allambee lag, wurde von einem Forst aus Mulgabäumen begrenzt und schließlich im Süden von den riesigen roten Eukalyptusbäumen am Fluß. Hin und wieder ragten niedrige, weit ausladende Sanddünen in der Ebene empor. Als Mrs. Elsie Nelson noch ein junges Mädchen gewesen war, hatte es diese Sanddünen allerdings noch nicht gegeben.

Dem Hotel gegenüber lag die Bäckerei, und die stille, breite Straße weiter hinunter befanden sich das Kaufhaus, die Polizeistation und das Rathaus, das gleichzeitig als Gerichtsgebäude diente, dann kam eine Reihe von Häusern mit Wellblechdächern. Ließ man den Blick nun auf der Seite des Hotels die Straße zurückwandern, sah man wiederum eine Reihe kleiner Häuser, das Heim des Arztes und das Postamt.

Die Leute von Carie kannten keinen Standesdünkel. Es herrschte allgemeine Zufriedenheit. Die Stimme des Tüchtigsten hatte das meiste Gewicht.

Das Oberhaupt von Carie war Mrs. Nelson, die Besitzerin des einzigen Hotels.

Am Morgen, der auf die letzte Tanzveranstaltung dieses Jahres folgte – es war der dreißigste Oktober –, kleidete sich Mrs. Nelson mit gewohnter Sorgfalt an. Sie zog ihr schwarzes Seidenkleid an. Sie war bereits etwas über siebzig Jahre alt. Ihr Anblick flößte Respekt ein, und ihre Bewegungen verrieten unzerstörbare Jugend. Sie war die stets wache Geschäftsfrau, die sich weder durch die Umstände des Augenblicks noch durch ihr Alter unterkriegen ließ.

Mit Energie einer zwanzig Jahre jüngeren Frau trat sie durch die offene Fenstertür auf den breiten Balkon, der während der Sommermonate durch Markisen vor der grellen Sonne geschützt wurde. Selten fand man sie im Erdgeschoß, noch seltener ging sie aus. Von diesem Balkon aus herrschte sie über Carie.

Durch die rotbraunen Sandschleier wirkte die Ebene klein, und die dunkle Linie der Bäume am Ufer des Nogga Creek war nur schemenhaft zu erkennen.

Die einzige Straße des Städtchens lag verlassen da – bis auf einige Ziegen und Mr. Smith, den Bäcker, der Säcke mit Brot auf seinen schäbigen Karren lud, vor den er eine scheckige Stute gespannt hatte. Mrs. Nelson konnte keinerlei Gemütsbewegung an Mr. Smith feststellen, als sie den ältlichen Mann betrachtete, dessen Lebensphilosophie ihn dazu verdammt, dereinst als armer Mann zu sterben. Eine Philosophie, über die Mrs. Nelson nur immer wieder die Stirn runzeln konnte.

Ihre beringte Hand ruhte auf der Balkonbrüstung, als ein junges Mädchen, eine Hausangestellte, zu ihr trat. Den Teint des Mädchens hatte die Sonne restlos verdorben. Es schien zweifelhaft, ob jemals ein noch so geniales Make-up diesen Schaden würde vertuschen können. Sie stellte die Frage, die sie nun seit zwei Jahren jeden Morgen gestellt hatte: »Wo wünschen Sie heute morgen Ihr Frühstück einzunehmen, Madam?«

Mrs. Nelson drehte sich um und musterte das Mädchen mit einem Blick, der bis in die Seele zu dringen schien.

»Der Wind nimmt zu, Tilly, und der Tag wird wieder scheußlich werden, aber ich frühstücke hier.«

Das Mädchen entfernte sich und kam gleich darauf mit einem Tablett zurück. Sie stellte es auf ein kleines verwittertes Tischchen und staubte den Stuhl ab. Mrs. Nelson war mit der Anordnung von Tisch und Stuhl unzufrieden und wies Tilly an, die Möbel näher zum Ende des Balkons zu rücken, von wo aus man die Straße nach Broken Hill überblicken konnte. Das Mädchen hob den Deckel von einer Schüssel mit Rührei und Schinken, während sich die alte Dame Tee und Milch einschenkte.

»Wann bist du heute nacht schlafen gegangen?« fragte Mrs. Nelson.

»Es war nach ein Uhr, Madam.«

Mrs. Nelson entging nicht die leichte Röte auf Tillys Gesicht.

»Na, dann mußt du kräftiger sein, als ich es in deinem Alter war. Mit wem hast du getanzt?«

Nun errötete das Mädchen vollends. »Mit meinem Freund – hauptsächlich, Madam.«

Mrs. Nelson richtete sich unmerklich auf.

»Weiß dein Vater eigentlich, daß du einen Freund hast?«

»O ja, Madam. Es ... es ist Harry West.«

»Oh!«

Für zehn Sekunden schien sich Mrs. Nelson nur für ihr Frühstück zu interessieren. Inzwischen wurde Tilly immer nervöser, und genau dies hatte die alte Dame beabsichtigt. Tilly liebte und fürchtete Mrs. Nelson gleichermaßen – und das ging nicht nur ihr so. Aber ihren Vater liebte und fürchtete sie noch mehr. Und es wäre Tilly auch nie in den Sinn gekommen, sich aufzulehnen.

»Harry West ist es also, wie?« sagte Mrs. Nelson nun in freundlichem Ton. »Nun ja, er ist ganz solide. Du hättest eine schlechtere Wahl treffen können. Du mußt ihn mal gelegentlich am Abend mit zu mir bringen. Du bist ein braves Mädchen, Tilly, und da gibt es verschiedenes, was ich ihm zu sagen habe. Waren Mr. und Miss Borradales auch beim Tanz?«

»Ja, Madam. Und der Doktor und Barry Elson und – ach, eigentlich waren sie alle da, Madam.«

»Und wie ging es Barry Elson?«

»Recht gut, Madam. Er konnte tanzen.«

»Gestern nachmittag hätte er jedenfalls nicht tanzen können. Mit wem hat er getanzt – hauptsächlich?«

»Mit Mabel Storrie. Er hat sie auch nach Hause gebracht. Sie gingen zu Fuß. Tom Storrie fuhr sie mit dem Wagen herüber, aber als die Tanzveranstaltung zu Ende war, konnte man ihn und den Lastwagen nicht finden.«

»Dann haben Barry und Mabel also ihren Streit begraben?«

»Ja, Madam, ich glaube schon.«

»Du glaubst!« rief die alte Dame unwirsch,

»Nun, Madam, Barry Elson hat sich den ganzen Abend sehr um Mabel bemüht, aber sie schien ziemlich reserviert. Ich kann es ihr nicht verübeln. Barry hatte kein Recht, sich gestern nachmittag so zu betrinken. Ich glaube nicht, daß ich es Harry sofort verzeihen würde, wenn er sich betränke, nur, weil ich ihm einmal die Meinung gesagt habe.«

»Eine kluge Frau sagt einem Mann nie die Meinung – solange sie nicht mit ihm verheiratet ist«, sagte Mrs. Nelson sarkastisch. »Und wo hat Tom Storrie mit dem Lastwagen gesteckt?«

»Ich glaube, er brachte Annie Myers nach Hause und hat sich nicht weiter um seine Schwester gekümmert. Brüder sind nicht besonders rücksichtsvoll.«

Mrs. Nelson beschäftigte sich wieder mit ihrem Frühstück, während das Mädchen geduldig darauf wartete, entlassen zu werden.

»Welches Kleid hattest du an?« lautete die nächste Frage.

»Das schwarze, Madam.«

»Hm. Das war klug. Ein farbiges Kleid steht dir nicht. Und was trug Mabel?«

»Ein Kleid aus blauem Satin. Sie sah fabelhaft aus, Madam. Ich wünschte –«

»Na, was wünschtest du? Heraus damit!«

Tilly zögerte und wurde rot. »Ach, nichts, Madam. Ich wünschte nur, ich wäre wie Mabel Storrie. Sie sah wundervoll aus gestern abend.«

Zum zweitenmal an diesem Morgen starrte die alte Dame das Mädchen durchdringend an.

»Jammere nicht nach etwas Unerreichbarem, mein Kind«, sagte sie sanft. »Du hast sehr schöne Augen. So – und nun geh. Sieh zu, daß alle Fenster geschlossen und verriegelt sind, und die Jalousien läßt du zu drei Vierteln herunter. Und schicke mir James herauf. Bleib so lange hinter der Theke, bis er zurück ist.«

»Jawohl, Madam, und vielen Dank.«

Mrs. Nelson runzelte die Stirn. »Wofür, mein Kind?«

»Daß ... daß Sie mir das über meine Augen gesagt haben, Madam.«

»Unsinn!« schnaubte die alte Dame. »Und lege dich heute nachmittag unbedingt zwei Stunden hin. Sonst schläfst du mir heute abend beim Servieren ein.«

Tilly verschwand. Sie war knapp über Zweiundzwanzig und besaß jene graziöse Geschmeidigkeit, die alle Frauen im australischen Busch zu eigen ist, weil sie von früher Jugend an gewöhnt sind, halb wilde Pferde zu reiten. Daß sie so häufig ›Madam‹ sagte, entsprang keiner Unterwürfigkeit, sondern ihrem liebevollen Respekt dem ›Oberhaupt‹ von Carie gegenüber.

Von Südosten näherte sich ein Reiter. Hinter dem Pferd stieg eine lange Staubfahne auf, die sich rasch mit dem niedrigfliegenden Sand schleier vermischte, der sich durch den auffrischenden Wind verdichtet hatte.

Ohne abzusteigen, öffnete und schloß der Reiter das Tor im Gemeindezaun und trieb sein Pferd sofort wieder zum Galopp an. Als er das Städtchen erreichte, ritt er zu den Stallungen hinter dem Hotel. Mrs. Nelson sah, daß es Fred Storrie war.

Inzwischen war es zehn Minuten vor neun. Ein Mann betrat den Balkon. In seinem auffallend weißen Gesicht leuchteten die tiefblauen

Augen, sein pechschwarzes Haar hatte er über der hohen Stirn zu einer Welle gelegt. Er war rundlich und noch nicht vierzig Jahre alt. Hose und Weste bestanden aus dunklem Tweed, sein Hemd war am Hals offen, und an den Füßen trug er braune Lederslipper. Sobald er zu sprechen begann, wußte man, daß er aus London stammte.

»Morgen, Madam.«

»Guten Morgen, James.«

Mrs. Nelson wandte sich leicht herum, um ihren Schankkellner intensiver mustern zu können. James Spinks war seit acht Jahren bei Mrs. Nelson angestellt.

»Ist die Post heute morgen pünktlich, James?« fragte Mrs. Nelson streng.

»Ja, Madam. Fünf Fahrgäste. Nur Männer. Sie fahren alle weiter nach Allambee.«

»Hat Wachtmeister Lee vergangene Nacht irgendwelche Schwierigkeiten gemacht?«

»Nein. Nicht im geringsten. Leben und leben lassen – das ist Wachtmeister Lees Wahlspruch. Zu Weihnachten und bei einer Tanzveranstaltung drückt er auch mal ein Auge zu.«

»Ist Mr. Borradale vorbeigekommen?«

»Ja, Madam. Er erschien zusammen mit dem Doktor, als die Tanzei gerade begann, und dann noch einmal gegen Mitternacht.«

»Gut, James. Wenn das Postauto weitergefahren ist, dann bitte Fred Storrie für eine Minute zu mir herauf. Das wäre alles.«

Als der Mann verschwunden war, widmete sich die alte Dame wieder ihrem Frühstück und der Beobachtung des Nogga Creek. Jahraus, jahrein hatte sie erst die Postkutschen von Cobb and Co. und nun die Postautos am Nogga Creek auftauchen und verschwinden sehen. Sie wußte, wo die Straße zwischen den Bäumen verschwand, bevor sie den Bach überquerte. Heute morgen nun war die Sicht schlecht, und auch ihr Augenlicht hatte gegen früher nachgelassen. Trotzdem bemerkte sie es sofort, als an der Stelle, an der das Postauto erscheinen mußte, kurz das Sonnenlicht reflektiert wurde.

Mit der Behendigkeit einer jungen Frau erhob sich Mrs. Nelson und verschwand in ihrem Wohnzimmer. Als sie wieder auf dem Balkon erschien, brachte sie ein starkes Fernglas mit. Und während sie es auf die Stelle richtete, an der sich heute morgen etwas Merkwürdiges zu ereignen schien, zitterten ihre Hände.

Durch das Glas konnte sie das moderne Postauto erkennen, das am diesseitigen Ufer angehalten hatte. Das war ungewöhnlich, und sie konnte es sich nicht erklären.

Für eine Frau, die über alles, was mit Carie und dem Postauto zusammenhing, bestens Bescheid wußte, mußte dieser Umstand zwangsläufig Neugier erwecken. Ohne auch nur einmal das Glas abzusetzen, starrte sie weiter angestrengt hinüber.

Mehr als eine Minute verging, bis Mrs. Nelson endlich einige Gestalten unter den Buchsbäumen neben der Straße sah. Dicht gedrängt schienen sie etwas Blauschimmerndes zu tragen, dann stiegen sie wieder ein, und das Postauto kam auf das Städtchen zugefahren.

Mrs. Nelson war überzeugt, daß der Wagen nicht wegen einer Panne angehalten hatte. Ein ungewöhnliches Vorkommnis mußte den Fahrer und die Passagiere veranlaßt haben, auszusteigen und hinüber zu den Bäumen zu gehen. Die Hände der alten Dame zitterten immer noch, als sie das Glas senkte und sich auf die Balkonbrüstung stützte. Ihr Gesicht war beinahe so weiß wie ihr Haar.

Sie setzte sich hin und beobachtete, wie das Postauto die gewundene Straße entlangkroch. Die Räder waren durch die niedrigen Büsche verdeckt. Hinter dem Wagen stieg eine gewaltige Staubwolke hoch, die der Wind nach Osten trieb.

Ein alter Mann trat aus einem der Häuser und spähte die Straße entlang. Der Wachtmeister verließ die Polizeistation und musterte sein Revier. Eine streunende Kuh und zwei Ziegen trotteten über die einsame Straße. Und dann war, trotz des Windes, das sich nähernde Motorengeräusch zu hören.

Wie in den alten Zeiten der Kutschen von Cobb and Co., fuhren auch die Chauffeure der modernen Postautos am Hotel vorbei und

hielten vor dem Postamt. Nach Ablieferung der Post fuhren sie zum Hotel zurück, wo Fahrgäste und Chauffeur frühstückten. Früher hatte man hier auch die Pferde gewechselt.

Zur Bestürzung von Mrs. Nelson und zum Erstaunen von Mr. Smith, Wachtmeister Lee und Opa Littlejohn fuhr das Postauto heute am Postamt vorbei und hielt erst vor dem Haus von Dr. Mulray an.

Der Opa wäre beinahe gestürzt, als er zum Postauto hinüberhumpelte. Der Bäcker, der Kaufmann, der Polizeibeamte und ein halbes Dutzend Frauen, die urplötzlich aus dem Nichts aufgetaucht zu sein schienen, eilten ebenfalls hinüber. Mrs. Nelson war erneut aufgestanden und hatte das Glas vor den Augen. Die Fahrgäste stiegen aus, und plötzlich schienen sie sehr still zu werden. Dann trat die robuste Gestalt von Dr. Mulray aus dem Haus, und jetzt schrie alles durcheinander. Der Wind trug den Klang der Stimmen in die andere Richtung, und Mrs. Nelson verstand kein Wort.

Einer der Fahrgäste trat neben den Wagen und nahm eine leblose Gestalt in einem blauen Kleid auf die Arme. Der Mann war kräftig, und er trug seine Last mühelos in das Haus. Dr. Mulray folgte ihm auf den Fersen.

Mrs. Nelson senkte das Glas. Immer wieder murmelte sie vor sich hin: »O Gott! O Gott! O Gott!«

Sie sah, wie Fred Storrie auf James' Rufen um die Ecke des Hotels gerannt kam. Im Sturmschritt lief er zum Haus des Arztes. Die Umstehenden starrten ihm nach, als er in der Tür verschwunden war.

3

»Martin, geht es dir heute morgen nicht gut?«

Die energische, aber angenehme Stimme drang in das Unterbewußtsein des jungen Mannes, der auf dem Bett lag. Rings um ihn schien alles zu vibrieren. Der Sturm warf sich mit aller Macht auf das solide Haus der Wirragatta-Station.

Martin Borradale regte sich, öffnete die grauen Augen und breitete die Arme aus. Das Licht, das von der hohen geschlossenen Fenstertür herüberdrang, leuchtete in gedämpftem Gelb. Das Gesicht des Mädchens blieb im Schatten, und das ganze Zimmer wirkte trist.

Stella Borradale betrachtete ihren Bruder vom Fußende des Bettes aus. Ihr Gesicht war hübsch, der Morgenrock umhüllte ihre gutgewachsene, schlanke Gestalt.

»Hallo, Stella! Puh, fühle ich mich schrecklich! Kopfschmerzen, und alle Glieder tun mir weh. Als wäre ich nicht tanzen gewesen, sondern hätte die halbe Nacht Fußball gespielt.«

»Wieviel hast du in Carie getrunken?« fragte Stella ruhig.

Der junge Mann stöhnte. »Nicht viel. Vier Cocktails insgesamt. Aber die haben mich umgeworfen. Ich fühlte mich gestern den ganzen Tag über nicht auf dem Damm. Oh, wie ich diese Sandstürme hasse! Ist es heute wieder so schlimm?«

»Ziemlich. Wahrscheinlich wird es heute noch schlimmer als gestern. Ich habe dir Tee gebracht.«

»Wie spät ist es?«

»Kurz nach zehn. Aber du brauchst nicht aufzustehen, wenn du nicht willst – wenn du dich nicht gut fühlst.«

»Dann werde ich noch etwas schlafen, wenn ich den Tee getrunken habe. Wie es aussieht, wird wohl niemand arbeiten können. Ist ein Anruf oder ein Telegramm gekommen?«